Nummer 113 Freitag, 15. Mai 1925

Berliner Familien-Zeitung

Gesichter im Nebel

VON NORMAN SPRINGER

[Nachdruck verboten.]

I.

Es ist grausam, einen jungen Mann zwischen den vier Wänden eines Bureaus einzusperren, wenn dieser junge Mann romantisch, voller Sehnsüchte und dreiundzwanzig Jahre alt ist. Es ist ganz besonders grausam, wenn diese Wände mit langweiligen, rechtswissenschaftlichen Folianten bedeckt und mit Bildern von genau so langweilig blickenden Leuchten der Rechtswissenschaft geschmückt sind, wie es bei den Wänden von Josiah Smatts Bureau der Fall war. Blackstone ist eine armselige Kost für Herzenshunger und Abenteuerlust, und heißes Blut benötigt als Sicherheitsventil anderer Dinge als eines Gesetzeskodex.

Das Fenster war Martin Blakes Sicherheitsventil. Ein Jahr lang schon war er Josiah Smatts Jünger, Großsiegelbewahrer des Außenbureaus, Sklave von Vorladungen und Klagen und all den anderen dumpfigen Gesetzesformeln. Es war eine Jüngerschaft, die aufreizte, aber er war gebunden durch die Macht des großen Gottes „Geschäft". Sein Geschäft war, für den Anwalt zu schreiben.

Er haßte sein Geschäft — aber er mußte essen. Wenn seine Tätigkeit ihn allzubitter in der Kehle würgte, wandte er sich dem Fenster zu und weidete seine Augen an der Freiheit da draußen.

Der weite Rundblick gewährte ihm Hilfe. Das Fenster befand sich im zehnten Stockwerk, und Martin hatte von dort eine prächtige Aussicht, — einen umfassenden Ueberblick über die Bai von San Francisco, über die purpurnen Hügel von Marin, sowie über die Felsen und die Oeffnung der Goldenen Pforte. Was konnte Romantik mehr verlangen? Das war eine Leinwand, die nie endete, und Martin entwarf auf ihr kühn seine Tagesträume.

So manchesmal wandte er ein neidisches Auge nach dem Fenster und begann schnurstracks eines seiner ersehnten Abenteuer auf blauer See. Er begab sich auf Reisen und fuhr im Geiste über das Meer mit den großen Dampfern und weißbeschwingten Seglern, die in endloser Zahl an seinem Fenster vorüberglitten.

An diesem Nachmittage stand Martins Fenster offen und ein köstlicher Frühlingshauch würzte die Gesetzesatmosphäre. Dort draußen funkelte das Wasser; es strahlte die klare Bläue des Himmels zurück und bedeckte sie mit weißen Schaumkronen, wie die frische Brise es berührte. Eine große Barkhatte gerade die Goldene Pforte passiert und Martin stand dort und starrte, erfüllt mit abenteuerlichen Gedanken, die das Bild in ihm erregte, durch das Fenster auf das Wasser, über das das Schiff eben gesegelt war. Er, Martin Blake, war auf jener großen Barke, nach Uebersee bestimmt; nach dem Hafen seines Abenteuers.

„Ist vielleicht Mr. Smatt anwesend?"

Diese sanft gesprochene Worte zertrümmerten mit einem Schlage das Schloß in Spanien. Martin flog herum und sah sich einem Manne gegenüber, der das Bureau betreten und die Tür so geräuschlos hinter sich geschlossen hatte, daß Martin seinen Eintritt gänzlich überhört hatte. Martin erblickte eine seltsame Gestalt, obwohl sie ihm in den letzten paar Wochen eine vertraute Erscheinung geworden war — einen japanischen Stutzer. Zylinder, Gehrock und ein gelbes, glattes Gesicht, das auf ein Alter zwischen dreißig und sechzig Jahren hindeutete, glänzende, geschlitzte Augen und ein freundliches, stets bereites Lächeln, das sofort erschien, als Martin des anderen Blick begegnete.

„Würden Sie wohl so freundlich sein, den sehr Ehrenwerten davon zu unterrichten, daß Dr. Itchi hier ist?" fragte er mit gezierter und gespreizter Stimme.

Stets das gleiche — der geräuschlose Eintritt, die ruhig gesprochene Nachfrage nach dem Anwalt. Martin unterdrückte eine aufflammende Erregung; der kleine Japaner mit seiner unheimlichen, leisetretterischen und stereotypen Anrede ging ihm auf die Nerven. Aber die ihm gewordenen Anweisungen waren eindeutig; Mr. Smatt wünschte Dr. Itchi ohne Verzug und Präliminarien zu empfangen, wann immer Dr. Itchi das Bureau mit einem Besuche beehrte. Es war bereits die dritte Visite an diesem Tage, aber Befehl war Befehl.

So deutete denn Martin mit dem Kopf nach der Tür von Smatts Privatbureau. Der Japaner durchquerte das Zimmer. Er verbeugte sich vor Martin mit einer so achtungsvollen Verbeugung, als wäre Martin ebenfalls ein „Sehr Ehrenwerter", statt eines armen Teufels von Anwaltsschreiber; dann verschwand Dr. Itchi so lautlos, wie er das Außenbureau betreten hatte, in Smatts Heiligtum.

Martin wandte sich von neuem dem Fenster zu. Aber sein strahlender Tagtraum war verschwunden, und er konnte ihn nicht zurückbeschwören. Die Aussicht hatte für ihn keinen Reiz mehr. Seine Gedanken — er verachtete sich dafür selbst — drehten sich unablässig um die zierliche, kleine Gestalt, die jetzt bei seinem Brothern in geheimnisvoller Beratung saß. Der stutzerhafte Jap erregte Martins Interesse.

Was für 'ne Sorte von Klient war eigentlich dieser Dr. Itchi? Martin hatte in bezug auf Itchis Sache weder einen einzigen Fetzen Papier zu Gesicht bekommen, noch hatte Smatt je den leisesten Wink darüber fallen lassen. Die Geschichte war mysteriös! Martin war kein übertrieben neugieriger Bursche, aber er war ein Mensch.

Das war wieder so einer von Smatts geheimnisvollen Fällen, überlegte sich Martin. Ein neuer Beweis der dunklen Geschäftigkeit des alten Geiers, die Martin irgendwie spürte, ohne etwas Näheres darüber zu wissen. Denn obwohl Martin die laufenden Arbeiten zu versehen hatte, obwohl seine Pflichten verantwortlich waren — Smatt war ein berühmter Spezialist für Seerecht — so wußte Martin doch, daß er nicht das volle Vertrauen seines Brothern genoß.

Ein großer Teil von Smatts Zeit wurde von Fällen in Anspruch genommen, über die Martin keinerlei Kenntnis besaß, von Klienten, die das Tageslicht der Gerichtshöfe zu scheuen schienen: die Nippon-Handelsgesellschaft zum Beispiel! Martin wußte, Smatt war an einer Gesellschaft dieses Namens interessiert — einer merkwürdigen Gesellschaft, die augenscheinlich ihre Geschäfte ohne Benutzung der Post durchführte. Und auch zwischen Itchi und Smatt bestand eine Geschäftsverbindung — sicherlich Geld, sonst würde Smatt sich um die Sache nicht gekümmert haben. Das Geheimnisvolle erweckte Martins schlummernde Neugier.

Aber all seine Spekulationen waren müßig. Martin erinnerte sich an das Affidavit in der Seerechtsfrage, das unvollendet auf seinem Pult lag. Mit der Absicht, sich an diese Aufgabe zu machen, kehrte er sich vom Fenster ab — und entdeckte, daß das Bureau einen zweiten Besucher bekommen hatte: eine neue merkwürdige Figur, die ebenfalls die Neigung für heimliches Eintreten besaß. Er sah, wie der Bursche gerade die Bureautür schloß.

„Hören Sie! Haben Sie nicht die Aufschrift auf der Tür gelesen? ‚Bitte klopfen'!" rief Martin. „Verstehen Sie kein Englisch?"

„Ich bin kein Klopfer, ich bin ein Draufgänger. Außerdem glaube ich nicht an Geschriebenes", lautete die überraschende Antwort.

Der Besucher blickte sich, während er sprach, überall um, und Martin faßte ihn fest ins Auge. Er war ein Buckliger. Er war schäbig gekleidet in einem fadenscheinigen schwarzen Rock, trug jedoch einen modischen grünen Plüschhut, mehrere Nummern zu klein, der unsicher auf der Spitze seines riesigen Schädels thronte und ihm ein seltsam flottes Aussehen verlieh. Aber sein Gesicht wirkte angenehm — ein breites Grinsen, eine plattgedrückte Nase, ein paar lustige Aeuglein unter einer hohen, klugen Stirne. Martin begann sofort aufzutauen, als der andere lachte.

Unter dem einen Arm trug der Bucklige ein Buch von wirklich riesigem Umfang. Mit einer geschickten Bewegung ließ er es in seine Hand gleiten und hielt es Martin unmittelbar unter die Nase.

„Das größte Geschäft des Jahrhunderts — kann gar nicht schief gehen — glänzende Gelegenheit, zum erstenmal geboten!" begann er in einem Singsang.

Martin war starr vor Ueberraschung. Nicht über die Worte; er war an Buchagenten von sonderbarem Benehmen gewöhnt. Aber die Stimme! Ein reicher, voller Tenor, ohne jede Schrille; des Mannes Worte wirkten fast wie ein Lied.

„Kostet Sie rein gar nichts. Wundervolles Kompendium des allgemeinen Wissens, — zusammengestellt in jahrelanger Arbeit — Möglichkeiten von größter Bedeutung. Kostet Sie gar nichts. Absolut umsonst!" So sang die goldene Stimme weiter. Martin betrachtete das Buch und dann die Hand, die das Buch hielt. Diese Hand! Sicherlich besaß kein Buchagent je solch eine Hand — braunrötlich, groß, muskulös; zweifellos die Hand eines Mannes, der sein Leben in freier Luft verbringt. Und dort, wo der Aermel das Gelenk frei ließ, bemerkte Martin die blaue, tätowierte Zeichnung. Eine Seemannshand?

Er erhob seine Augen zu des Buckligen Gesicht und bemerkte dabei dessen ungeheuer lange Arme und die unnatürlich quadratischen, doch muskulösen Schultern. Und dann das Gesicht! Bei einem Bücheragenten hätte man wohl gebräunte Backen erwarten können, da seine Beschäftigung ja durchaus nicht eine sitzende ist. Aber wahrlich, ein derart bronzefarbenes, wetterzerrissenes Fell, wie dieses Mannes Gesicht trug, erwarb man nicht durch Türsteherdienste oder Herumlaufen in den Straßen einer Stadt.

„Nur möglich, so 'ne Offerte zu machen infolge großzügigen Inseratenfeldzuges — Sie ernten Vorteil ohne jede Bezahlung. Prachtvolles Buch, Absolut gratis. Sie subskribieren nur auf Colemans Wochenschrift — zehn Cent in der Woche, 50 Cent im Monat Preis des Magazins — fabelhaftes Kompendium des allgemeinen Wissens — kostet Sie keinen Pfennig —."

So plapperte der Bucklige weiter. Bücheragent oder nicht, das eine erkannte Martin an: der Kleine beherrschte die Technik seines Gewerbes bis zur Vollendung. Seine Augen — plötzlich fiel Martin das sonderbare Verhalten von des anderen Augen auf — schweiften durch das ganze Bureau von Punkt zu Punkt, als wäre der Bursche bemüht, jeden einzelnen Zug des Zimmers seinem Gedächtnis einzuprägen. Am häufigsten aber ruhte sein Blick, wie Martin bemerkte, auf der Tür zu Smatts Privatkontor, durch die in Absätzen das heisere Murmeln von Smatts Stimme drang. Einmal, auf der Höhe des Gemurmels, vernahm man ein paar Worte in Dr. Itchis markantem und gleichmäßigem Tonfall.

„Plan — gut — vorsichtig sein — unverzüglich ans Werk gehen."

Der Bucklige unterbrach seinen Redestrom. Martin schrieb sein befriedigtes Lächeln der Gewißheit eines Kaufabschlusses zu; der Mann hatte augenscheinlich Vertrauen in sein musikalisches Geplapper. Martin fühlte sich fast bedrückt, als er das „größte Anerbieten des Jahrhunderts" ablehnte. Sein Kopf wäre bereits überlastet, erklärte er freundlich, und er wage nicht, seinem Gehirn eine Vertiefung in dieses einzigartige Kompendium zuzumuten. Vielleicht ein anderesmal, wenn seine Finanzen . . .

Der Lieferant von Kenntnissen nahm diese Zurückweisung durchaus freundlich auf. Martin hatte erwartet, sein Lächeln verschwinden zu sehen, aber es wurde nur noch breiter. Daher bereitete sich Martin auf einen neuen Ansturm von Tatsachen und Zahlen vor, der jetzt nach seiner Ueberzeugung kommen würde. Statt dessen jedoch tönte ein heiserer Befehl aus dem benachbarten Zimmer.

(Fortsetzung folgt)

Ex Improviso

EINE THEATERNOVELLE VON JULIUS BAB

(Schluß.)

Morgen 4.

Am nächsten Morgen um neun Uhr früh — sehr früh für seine Gewohnheiten — läutete Lorenz Eickenhof an der Tür von Fräulein Herkner. Ein Mädchen öffnete und sagte, das gnädige Fräulein sei vor einer Stunde abgereist. Eine Adresse habe sie nicht angegeben. Aber diesen Brief für Herrn Eickenhof habe sie hinterlassen. Er nahm den Brief, ging, setzte sich in der nahen Anlage auf eine Bank und las:

„Das Schwerste an diesem Brief ist sein Anfang. Wie sollte ich ihn überschreiben? Wenn ich schriebe „Mein Geliebter" — das hätte so viel Sinn und so viel Unsinn, wie wenn ich schriebe „Sehr geehrter Herr Eickenhof". — Wie kann man sich so ganz nah und so endgültig fern sein, wie wir es heut sind?

Was eigentlich mit uns geschehen ist, das ist mir jetzt nicht mehr schwer zu sagen — eben vor einer Stunde habe ich gelernt, es zu begreifen. Hören Sie — nein, höre Du mir zu! Es ist denn doch menschlicher und wahrer, Du zu sagen.

Gestern abend, als Du mit den Fäusten gegen die Tür meiner Garderobe trommeltest — denn nicht wahr, das hast Du doch getan? Ich bin dessen so sicher, wie ich es war, daß Du mich dann nachts anläuten würdest, und wie ich es jetzt bin, daß Du am heutigen Morgen kommen und diesen Brief holen wirst — — Also — als Du an die Tür meiner Garderobe schlugst, da war ich wirklich nicht darin. Ich habe sie überhaupt nicht mehr betreten. Ich bin gestern zum ersten Male in meinem Leben, und ich denke zum letzten! unabgeschminkt und ohne mich umzukleiden, von der Bühne auf die Straße gegangen.

Aber als Du dann um Mitternacht anläutetest und mein Mädchen Dir instruktionsgemäß sagte, ich sei noch nicht nach Hause gekommen, da war ich allerdings zu Hause — und denke, ich lag sogar auf meinem Bett und schlief so fest, daß ich Dein Läuten gar nicht mehr hörte. Ich schlief diesen furchtbaren, todartigen Schlaf der schrecklichen Erschöpfung, der ganz ohne Lust und Nahrung und nicht besser als eine Ohnmacht ist. Drei- oder viermal habe ich so geschlafen in meinem Leben — von einem furchtbaren Gewicht im Hinterkopf niedergerissen. Das erstemal war es vor mehr als sechs Jahren — an einem Abend, an den Du Dich nicht entsinnen wirst. Du hast ja so oft den Mephisto gespielt, und wahrscheinlich fast ebensoft mit kleinen Chormädchen im Zwischenakt gescherzt. An jenem Abend aber war ich leider die Darstellerin des zweiten Bürgermädchens im „Spaziergang" gewesen; und als Du in der schon fertig gebauten Dekoration der „Hexenküche" mich mit recht scherzhaften Worten umarmt und geküßt hattest, da bin ich fünf Stunden in der Nacht durch ganz Wien gelaufen, um dann zum erstenmal in diesen schrecklichen Schlaf zu fallen.

Aber dieser Schlaf ist immer kurz. Ich bin auch diesmal um vier Uhr aufgewacht, habe mich angezogen und bin hinuntergegangen; durch die noch menschenleere Stadt bin ich die Gleidenbacher Chaussee hinaufgestiegen, bis zu der großen Kirschenalle von Liesingen. — Ich gestehe, wie ich durch die weiße, kühle Dämmerung bergan stieg, wußte ich unseren Weg nicht mehr so genau, — so genau, wie ich ihn gestern abend, vielleicht nicht gewußt, aber sicherlich gefühlt hatte. Ich dachte, es wäre am Ende doch möglich, Dich nachher zu erwarten oder auch zu Dir zu gehen. — Aber dann war ich oben. Ich hatte hier vor acht Wochen das unbeschreiblich glückliche Weiß der Blüten vor dem endlos blauen Himmel leuchten sehen — alles Duft, Traum, Zukunft. Nun hingen die kleinen, feuerroten, runden Kugeln, voll abgegrenzt, vor der blauen Wand. Das war schön und fertig und kein Anlaß zum Träumen. Und wie ich mich umwandte, die lautlose Straße hinabzublicken, da schlug ein Vogel. Ich kenne leider diese Tiere wenig und weiß ihre Stimmen nicht — aber ich glaube doch, das war eine Amsel. Sie hatte einen wunderzsam süßen, todtraurig festen Klang. Und da wußte ich es. Da begriff ich es:

Was wir beide erlebt hatten, gestern abend, ist ohne Zukunft. Es hat nichts mit Blütenträumen zu schaffen. Es ist reife, runde, rote Frucht, — bitterfüß, vollendet im Fleische — mit einem Kern, der erst beim jüngsten Gericht wieder ausgefät wird. Wir haben nichts mehr vor uns — und hinter uns?

Was ist das, was wir erlebt haben? — Kunst? — Kunst ist es ja nun ganz gewiß nicht! Der Gott des Theaters mag mir verzeihen: ich bin wie ein Räuber in seinen Tempel gebrochen; ich habe seine Statue ins Feuer geworfen, um aus dem Gold Münzen zu schmelzen; es war Frevel. Aber ich mußte mir wohl mein Lebensbrot kaufen, — Nein, Kunst war es nicht!

Aber Leben? Leben ist ja, was wächst und reift und vergeht. Aber hier war ein furchtbar Fertiges, war das letzte Ende da im Anfang, ausgeformt, endgültig, vollendet, reif für die Ewigkeit, tot. — Es war wohl doch Leben — aber von der Kunst um alles Wachstum, um allen Genuß der Zeit betrogen, in furchtbare Höhen der Erschöpfung, der zeitlosen Vollkommenheit emporgewirbelt — Es war wohl das, was uns Menschen des spielenden Formsinns immer bedroht: Das Fertigmachen des Lebens vor aller Frucht, diese tödlich schnelle Entfaltung aller Blüten, wenn unsere Phantasie das Treibhaus heizt. Es droht uns allen immer aber so tödlich vollkommen, wie für uns beide, ist es wohl noch nie Ereignis geworden.

Was sollen wir noch miteinander? Was können wir uns noch geben, das nicht Abfall, Alltag, Halbheit, Schlacke wäre nach dem Feuer dieser weißglühenden Minuten? Wir können nichts, als das Andenken dieser Vollkommenheit in uns retten — ein hoher Besitz für unser jüngstes Gericht.

Reise mir also nicht nach; ich werde nicht an dem Orte sein, den ich der Direktion als Ferien-Adresse hinterlasse. Es hat natürlich keinen Sinn, zu sagen, daß wir uns „nie mehr begegnen" wollen. Sehr wahrscheinlich wird meine Laufbahn, von der ich will, daß sie steigen soll, Deinen Triumphzug noch öfters kreuzen — aber dann wollen wir Bekannte von früher sein, mit einem Geheimnis jeder, das er dankbar bewahrt und von dem er nicht spricht. Ja? Laß es so sein.

Das alles ist sicher und klar so.

Schwer ist nur wieder der Schluß dieses Briefes. Denn ob ich „Lebewohl für immer" schreibe oder „Auf Wiedersehen" — es ist gleich sinnlos und gleich sinnig. Aber es gibt ein Drittes. Weißt Du, Geliebter — laß mich nun doch ein erstes und letztesmal dies Wort zu Dir sagen — weißt Du, wie ich vorgestern auf der Probe plötzlich anfing, von meiner Tante Brigitte zu reden? Es schien ziemlich sinnlos — wie die Redensart, die ich ihr verdanke, und die sich dann so sehr in unser Spiel gemischt hat. Aber es wird wohl einen Sinn gehabt haben. — Diese alte Frau, eine viel ältere Schwester meines Vaters, ist die einzige Verwandte gewesen, die mir je nahegestanden hat. Sie ist vor zwei Jahren gestorben: unvermählt; aber wie ich erst jetzt so ganz gewiß weiß: Gottlob, nicht als alte Jungfer. Sie hat mir, ausdrücklich mir, ein kleines Buch hinterlassen, in dem Gedichte von einer unbekannten Hand geschrieben sind. Einige habe ich behalten und dabei auch eines, das eben von diesem Dritten spricht, das uns der Wahl zwischen einem Lebewohl-auf-ewig und einem Auf-Wiedersehen entheben soll. Dies ist es:

Vieles in uns schlief ein.
Aber vergangen ist nichts.
Wach wird es bald wieder sein
Im Klang unsres jüngsten Gerichts.

Wenn im Posaunengedröhn
Sich unsre Seele besinnt,
Werden zu allem wir stehn,
Durch die wir wurden und sind. —"

So schloß der Brief. Er trug keine Namensunterschrift.